



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

zelne Programmforderungen der Sozialdemokraten, vor allem die Entlastung der niedern, die stärkere Heranziehung der höhern Einkommen zur Einkommensteuer sind übrigens ebenfogat Forderungen der Ordnungsparteien. Über andre Fragen, wie die Schulgeldbefreiung, läßt sich mindestens streiten. Die Reform der Gefindeordnung ist bereits von der Regierung angekündigt. Die Einführung der Verwaltungsgerichtsbarkeit wird die Sozialdemokratie schwerlich zur Gegnerin haben. Man sieht, schon in der Gesetzgebung sind positive Ergebnisse unter Mitwirkung der Sozialdemokratie gar nicht ausgeschlossen. Noch sicherer zu erwarten sind sie auf dem Gebiete der allgemeinen Staatsverwaltung, auf dem die politischen Gesichtspunkte doch sehr zurücktreten. Wir meinen aber, daß die Zeit gekommen sei, wo ein Staat von der Bedeutung Sachsens auch an die Lösung solcher Aufgaben herantreten sollte, bei denen sich die moderne Volkswirtschaftslehre bis zu einem gewissen Grade dem sozialistischen Programm genähert hat. Um nur eines zu nennen, könnte nicht in der einen oder der andern unsrer hochentwickelten Staatsindustrien ein Versuch mit der Gewinnbeteiligung der Arbeiter gemacht werden? Die Regierung besitzt in ihrem Schoße für diese und ähnliche Fragen einige ausgezeichnete Kräfte, und man könnte gespannt sein, zu erfahren, wie sich sozialistische Landtagsabgeordnete hierzu stellen würden.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Noch einmal der Kölner Juristentag. Daß der Beschluß des Kölner Juristentags zu dem Entwurfe des Gesetzes gegen die Trunksucht in ganz Deutschland Aufsehen und bei allen ernst denkenden Männern Befremden hervorrufen würde, war sofort bei seinem Bekanntwerden klar. Es hat aber doch auch manche mit den Verhältnissen vertraute gegeben, die nicht nur über diesen Beschluß nicht erstaunt waren, sondern sogar mit ziemlicher Bestimmtheit vorher gesagt hatten, daß es so kommen würde.

Das Ansehen, das der deutsche Juristentag weithin genießt, ist, wenn man den wissenschaftlichen Wert eines großen Teils der für ihn ausgearbeiteten Gutachten und der dabei gehaltenen Vorträge zu Grunde legt, gewiß wohlverdient, andrerseits aber ist unverkennbar, daß sich mehr und mehr Elemente in ihm breit machen, denen es durchaus nicht um die Sache, sondern vor allem oder allein um ihre liebe, kleine Person und deren Glorie zu thun ist. Den Beschlüssen des Juristentages aber wird keiner, der einmal einen Einblick in die Verhältnisse gethan hat (man kann nicht einmal sagen: hinter die Kulissen, denn die Verhältnisse liegen ganz klar zu Tage), irgend welche maßgebende Bedeutung beilegen.

Nach den Satzungen des Juristentages ist zur Mitgliedschaft jeder berechtigt, der das erste juristische Staatsexamen bestanden hat. Demzufolge hat die Stimme irgend eines neugebacknen Referendars denselben Wert, wie die eines alten erfahrenen Beamten, nehmen wir an, eines Senatspräsidenten am Reichsgericht. Allerdings besteht der Stamm des Juristentages überwiegend aus den ältern Mitgliedern. Sobald aber irgendwo eine Tagung stattfindet, schießen ihm aus dem Orte seines Zusammentritts und dessen Umgebung soviel fremde Elemente zu, daß eine recht buntscheckige Versammlung entsteht. Da kommen alle die jungen Referendare, Assessoren und Anwälte am Ort, die zur Belebung der Geselligkeit bei den zahlreichen mit dem Juristentage verbundenen Vergnügungen wohl geeignet und darum gern gesehen sind, deren Teilnahme an den Verhandlungen aber kaum eine besondre Förderung der darin behandelten wissenschaftlichen und praktischen Aufgaben enthält. Wenn nun auch der Andrang dieser Elemente zu den Verhandlungen in richtiger Selbsterkenntnis sonst nicht gerade stark zu nennen ist, so berührt eine Frage, wie die der gesetzlichen Bekämpfung der Trunksucht, doch den Interessenkreis gerade des jüngern Geschlechts so nahe, die Erörterung verspricht von vornherein, nachdem man bei den Festmahlen und Kommersen das Antlitz auch so manches Kämpen in der Redeschlacht hat rötlich glänzen sehen, so viel Scherz, und so mancher gute Witz ist zu erwarten, daß sich auch alle diese Herren zu der Verhandlung hingezogen fühlen. Nimmt man die feucht-fröhliche Stimmung hinzu, die ja am Rhein mehr als anderswo in diesen Kreisen des wohlhabenden, sorglos dahinlebenden Mittelstandes herrscht und durch einige in einer unausgesetzten Reihe angenehmer Vergnügungen verlebte Abende noch erhöht ist, so wird man es am Ende begreiflich finden, daß es die Mehrheit der Festteilnehmer schließlich als einen Schnitt ins eigne Fleisch empfand, als man ihr zumutete, die Trunkenheit für etwas verwerfliches und strafbares zu erklären.

Da aber das Gutachten des Juristentages bei der zu erwartenden gesetzgeberischen Beratung des Entwurfes, an dem der Bundesrat ja glücklicherweise festhalten zu wollen scheint, sicherlich von gewissen Parteien als Trumpf gegen das Gesetz ausgespielt werden wird, so ist es vielleicht um zu zeigen, wie solche Beschlüsse manchmal zu stande kommen, angebracht, ein Beispiel anzuführen, das der Schreiber dieser Zeilen aus eigener Wahrnehmung verbürgen kann.

Es war im Jahre 1882 auf dem Juristentag in Kassel. Eine der Abteilungen, die in einem Restaurationsaal des sogenannten Palais-Restaurant tagte, beriet eines Morgens die Frage über die Haftung des Ausstellers eines unterschriebnen, aber vor der Begebung gestohlen oder verlorenen Wechsels, Ordre- oder Inhaberpapiers — eine, wie auch der Laie begreifen wird, gewiß nicht gerade einfache Frage. Während oben im Saal die Geister auf einander platzten, saßen unten vielleicht sechzehn bis zwanzig junge Referendare beim Frühstücken und in Unterhaltung mit den anwesenden jungen Damen, als auf einmal von oben ein Herr erschien und mit lauter Stimme die Anwesenden hat hinaufzugesehen, da gerade die Abstimmung über jene Frage bevorstand, bei dem geringen Besuch aber leicht Beschlußunfähigkeit eintreten könnte. Höflich erhoben sich die Referendare und gingen hinauf. Unterwegs fragte einer: Ja wie sollen wir denn stimmen? worauf ein anderer, der ebenso wenig wie jener von dem Gange der Verhandlung Kenntnis hatte, eine scherzhafte Antwort gab. Die Abstimmung führte in diesem Falle, da außer dem Referenten niemand das Wort nahm, zu dem von diesem beantragten, sachlich unzweifelhaft richtigen Ergebnis.

Hätte die Bekämpfung der Trunksucht in Frage gestanden, wir glauben nicht, daß einer von diesen „Mitgliedern des deutschen Juristentages“ sie für notwendig erachtet hätte. Welchen Wert ein solcher Beschluß dann hat, das zu beurteilen mag jedem überlassen bleiben.

Nochmals der Richterstand und die öffentliche Meinung. Ist der deutsche Richterstand wirklich in Gefahr, von der öffentlichen Meinung mißachtet zu werden? Der Verfasser des Aufsatzes in Nr. 38 dürfte doch zu schwarz gesehen oder eine vereinzelte Erfahrung bedenklich verallgemeinert zu haben. Wenn wirklich diese oder jene adliche Patrizier- oder Kommerzienratsfamilie ihre für den Staatsdienst bestimmten Söhne lieber den Verwaltungsbehörden zuzuführen wünscht, ist denn deren Meinung die öffentliche? Es ist nur zu natürlich und immer so gewesen, daß die Thätigkeit des Verwaltungsbeamten, weil viel unmittelbarer auf den einzelnen Staatsbürger, seine Interessen, seinen Geldbeutel und seine politischen Empfindungen einwirkend, ein kräftigeres Relief giebt, als die stillere Thätigkeit des Richters. Die Richter haben dies ihren Kollegen von der Verwaltung neidlos gegönnt, auch die bessere Befoldung als Entgelt für die geringere Unabhängigkeit nicht unbillig gefunden. Wir haben aber nicht entdecken können, daß die öffentliche Meinung von dem deutschen Richter geringer dächte, weil er, meist ohne Privatvermögen, ein einfaches Privatleben zu führen, der großen Geselligkeit, den nobeln Passionen fernzubleiben pflegt, vielleicht einen unverhältnismäßig großen Teil seines Einkommens auf die Erziehung seiner Kinder, auf Lektüre und Naturgenuß verwendet. Auch in der Armee wird es nicht tragisch genommen, daß die Garde auf die Linie, die Kavallerie auf die Infanterie, der aktive Leutnant auf den Landwehroffizier, der Fähndrich auf den „Vizefeldherrn“ herabsehen zu dürfen glaubt. Der Wettseifer ihrer verschiedenen Bestandteile kommt dem Ganzen zu gute. Des Königs Rock bleibt auch im Volke des Königs Rock, mag er nun mehr oder weniger bunt sein. Man würde es zu bedauern haben, wenn sich die Aristokratie von der Justiz zurückziehen wollte. Dem Staate und einem selbstbewußten Richterstande geschähe damit kein Eintrag. Bekanntlich verlangt ein kaiserlicher Erlaß von den Kommandeuren ausdrücklich, daß sie den Offiziersersatz auch aus den sogenannten mittlern Klassen heranziehen sollen.

Was soll man aber dazu sagen, wenn in der vorletzten Nummer der Grenzboten ein — Maßgeblicher oder Unmaßgeblicher? — die Ursache jener angeblichen Achtungsverminderung darin erblicken will, daß die Strafrichter allzusehr zu Freisprechungen und zur milden Beurteilung der Angeklagten hinneigen sollen? Abgesehen davon, daß seit Jahr und Tag eher Klagen über ungerechte Verurteilungen oder über zu Kleinliche, straffüchtige Gesetzesauslegung (grober Unfug!) laut werden, so wäre es doch das wohlverdiente Grab alles richterlichen Ansehens, wenn die Richter jemals auch nur unbewußt dem Gedanken Raum gäben, durch die Strenge ihres Spruches der Standeswürde aufzuhelfen zu wollen.

In einer Beziehung hat der Verfasser des ersten Aufsatzes leider Recht. Noch heute, und heute mehr als je, gelten die bekannten Worte des Abgeordneten v. Bismarck-Schönhäusen im preussischen Vereinigten Landtage: „Ich gönne ihnen (den Juden) auch alle Rechte, nur nicht das, in einem christlichen Staate ein obrigkeitliches Amt zu bekleiden. . . Denn wenn ich mir als Repräsentanten der geheiligten Majestät des Königs gegenüber einen Juden denke, dem ich gehorchen soll, so muß ich bekennen, daß ich mich tief niedergedrückt und gebeugt fühlen würde, daß mich die Freude und das aufrechte Ehrgefühl verlassen würden,

mit welchen ich jetzt meine Pflichten gegen den Staat zu erfüllen bemüht bin. Ich teile diese Empfindungen mit der Masse der niedern Schichten des Volkes und schäme mich dieser Gesellschaft nicht."

**Rentengüter.** Über eine Sitzung des landwirtschaftlichen Vereins des Kreises Ratibor berichten die „Vossische Zeitung“ und schlesische Blätter übereinstimmend folgendes. Auf der Tagesordnung stand der Gesetzentwurf über die Erleichterung der Errichtung von Rentengütern. „Regierungsrat Lüble sprach seine Zweifel aus, ob die Absicht des Gesetzgebers, die ländlichen Arbeiter seßhaft zu machen, durch das Gesetz erreicht werden würde. Der Mann würde, wenn für seine Familie durch Grund und Boden gesorgt sei, erst recht zur Arbeit fortwandern. Indes werde das Gesetz zweifellos die Wirkung haben, die bäuerlichen Ansiedlungen zu vermehren. Geheimrat von Selchow erklärte, das Gesetz sei für die Verhältnisse Oberschlesiens durchaus ungeeignet, denn die Pachtpreise seien dort so hoch, daß niemand an die Bildung von Rentengütern denken werde. Der Hauptfehler des Gesetzes übrigens sei, daß es kein Abhängigkeitsverhältnis herstelle, denn alles Glück hänge von der Abhängigkeit ab. [Hier scheint der Berichterstatter falsch verstanden zu haben. Herr von Selchow wird gemeint haben, das Glück einer gesicherten Existenz könne dem unbemittelten Landmanne nur in der Form eines Abhängigkeitsverhältnisses ermöglicht werden.] Der Reichsgraf Arco führte aus, daß die Ausführung des Gesetzes den Ruin des Großgrundbesitzes bedeute. Der Arbeiter, der seßhaft wird, werde selbständig und beanspruche für sich wieder Arbeitskräfte, sodaß die Arbeiternot noch gesteigert werde. Indes war auch er der Meinung, daß das Gesetz in Oberschlesien keine Folgen haben werde."

Die drei Herren verdienen Dank für ihre offenerzigen Geständnisse. Sprächen alle Beteiligten zu rechter Zeit ihre Gedanken aus, so würden solche Gesetze, die so unendlich viel Arbeit kosten, so viel unnützes Gerede und Geschreibe verursachen, entweder gar nicht oder von vornherein richtig gemacht werden. In der modernen Gesetzgebung kommt wie in den Romanen das Unglück meistens daher, daß es die Beteiligten immer versäumen, zur rechten Zeit das Maul aufzuthun. Der Grundbesitz rentirt jetzt viel zu hoch, als daß es einem Besitzer einfallen könnte, durch Bildung von Rentengütern seine Einnahme zu vermindern. (Andre Rücksichten als die der Rentabilität kennt ja das heutige Geschlecht nicht.) Käme es aber trotzdem zur Ansiedlung der Tagelöhner, so würde eben die Sache genau so verlaufen, wie die drei Herren gesagt haben: der ansässige Tagelöhner würde sich entweder in den Kleinbauernstand emporschwingen und den Tagelohn nicht mehr nötig haben, oder wenn er noch eine Ergänzung seines Einkommens braucht, so würde er es weit mehr als der jetzige von der Hand in den Mund lebende Tagelöhner in der Gewalt haben, sich die lohnendste Arbeit auszusuchen: sei es Maurer- oder Zimmerarbeit, sei es ländliche Arbeit in den Gegenden, wo die Löhne am höchsten stehen, seien es Lohnfuhrer. Großgrundbesitz ist nur möglich, wo es entweder ansässige frohnpflichtige Arbeiter oder „tagelöhnendes Lumpengefindel“ wie im heutigen England giebt, dessen vagabundirende Feldarbeiterhorden (Gangs) nach Koschers und anderer Beschreibung das schlimmste sind, was es an verkommenem Proletariat in der Welt giebt, noch schlimmer als das der Londoner Lumpenviertel.

**Überbürdung und Überfüllung.** Zu dem vielen Unrechten, dem Gips in unserm öffentlichen Leben, von dem der Apostata der Berliner „Gegenwart“

vor kurzem so schön zu erzählen wußte, liefern auch die höheren Schulen ihr gutes Teil. Wie die Gipsverzierungen eine Zeit lang hübsch aussehen, dann schmutzig werden, abfallen und sogar Schaden stiften oder doch wenigstens Kosten verursachen, so ist auch die höhere Bildung in unserm Vaterlande, auf die wir oft so stolz sind, zum größten Teile nur fürs Auge; bei näherer Untersuchung zeigt sich, daß sie nicht gediegen ist, ihren Trägern selbst und dem Gemeinwesen schadet und schließlich beiseite geworfen wird wie — Gips. Mit herrlichen Zeugnissen verlassen alljährlich ganze Bataillone von Abiturienten unsre Gymnasien und dringen in die Universitäten ein, aber schon da geraten sie ins Stocken. Man kennt die Klagen der Professoren, daß die Studenten nicht mehr arbeiten könnten. Es dauert daher entsetzlich lange, ehe sie das Staatsexamen machen, viele, namentlich Juristen, müssen sich einpauken lassen, und wenn endlich das Examen mit Mühe und Not bestanden ist, ist der letzte Rest von Kraft verbraucht, und es beginnen nun die Klagen der Vorgesetzten, daß die jungen — oft allerdings schon recht alten — Leute im Amte nicht zu brauchen seien.

Wen trifft die Schuld? Die höhern Schulen? Um es kurz zu sagen, ja; aber nicht die Personen, die man gern dafür verantwortlich machen möchte, nicht die Lehrer, wenigstens nicht durchweg. Wenn man die heutigen Lehrer mit denen vor etwa fünfzig Jahren vergleicht, so darf man wohl behaupten, daß vieles besser geworden sei. Es dürfte heute kaum noch vorkommen, daß ein Lehrer nur den ersten Satz eines Spezimens korrigirt, die Zahl der Fehler mit der Zahl der Sätze multipliziert und darnach seine Zensur giebt, auch nicht, daß er unter eine deutsche Arbeit nur sein Bidi setzt, auch nicht, daß er während einer Unterrichtsstunde gar nichts thut und die Schüler sich selbst überläßt; das alles dürfte kaum noch zu finden sein. Und doch sind die Leistungen nicht besser, sondern schlechter geworden. Und doch scheint es, als ob auch die Schüler heute weit mehr arbeiten müßten als früher, wenigstens sollte man das aus den vielen Klagen über die Überbürdung annehmen. Wie erklärt sich nun diese befremdende Thatsache?

Es ist wahr, die Unterrichtsverwaltung hat dafür gesorgt, daß so pflichtvergeßene Lehrer, wie sie eben geschildert wurden, heute kaum noch zu finden sind, aber sie hat durch die Anzahl ihrer Verordnungen auch die tüchtigen Lehrer in ihrer Bewegung so eingeschränkt, daß sie ihre Vorzüge nicht entfalten können. Die schlechten Lehrer sind etwas besser geworden, aber die guten sind auf ein Mittelmaß ihrer Leistungen herabgedrückt und müssen sich nach Vorschriften richten, die Lust und Liebe ersticken. Die Lehrer z. B., die nicht einen bestimmten Prozentsatz ihrer Schüler für die Versetzung reif machen, werden in den meisten Fällen sehr übel angesehen. Und darin thut man ihnen häufig Unrecht. So löblich das Bestreben ist, sich mit den Schwachen zu beschäftigen, ihnen zu helfen und die Arbeit zu erleichtern, so hat das doch auch seine Grenzen. Mit unsäglicher Mühe und zum Schaden der Begabteren macht sie der Lehrer notreif, sie bestehen vielleicht auch die Abiturientenprüfung, aber dann sind sie fertig, und die Professoren auf der Universität können nichts mit ihnen anfangen. Und, wir dürfen es uns nicht verhehlen, die Gymnasien haben sich in den letzten Jahrzehnten so unverhältnismäßig vermehrt, daß die Zahl der unbegabten Schüler die der begabten weit überwiegt. Wir verstehen unter diesen nicht etwa Genies, nein, nur den Mittelschlag, der bei redlichem, durchaus nicht übertriebnem Fleiße dem Unterricht folgen kann; gerade das vermögen jetzt nur wenige. Daher die Klagen über Überbürdung, daher auch die Überfüllung. Und ist denn das eine echte Bildung, die der Schüler sich nicht selbst erworben hat, kann er das sein eigen nennen, was

ihm in der Schule und gewöhnlich noch in Privatstunden eingepreßt worden ist? Man verstehe uns nicht falsch, wir verlangen keine höhern Anforderungen der Schule, würden im Gegenteil eine Herabsetzung wünschen, wir verlangen nicht, daß der Lehrer alles dem Schüler überlasse und sich auf das Überhören und Korrigiren beschränke, nein, der Lehrer soll unterrichten, aber der Schüler muß das, was ihm in der Schule erklärt worden ist, zu Hause durch eigne Kraft in seinen Besitz verwandeln. Wer das nicht kann, wer durch Privatstunden weitergebracht werden muß, der gehört nicht auf eine höhere Schule, und wäre er auch der Sohn des höchsten Beamten oder des reichsten Kaufmanns. Werden diese ingenia rustica abgedrückt, dann wird der Andrang zu den Universitäten auf das richtige Maß zurückgehen, und die Klagen über Überbürdung werden verstummen. Es wäre auch für unsre sozialen Verhältnisse von großer Bedeutung, wenn für den Besuch einer Schule lediglich die geistige Begabung in Betracht käme, nicht die Möglichkeit, Nachhilfe zu nehmen.

Die Regierung sucht jetzt Mittel und Wege, den Lehrern eine bessere Vorbildung zu geben. Wir wünschen diesen Bemühungen den besten Erfolg; aber auch die besten Lehrer können aus unbegabten Schülern keine gebildeten Männer machen. Eine Bildung, die nur von außen angeworfen wird, fällt bald wieder ab, wie — Gips.

Zu Moltkes Kriegsgeschichte. In unserm Aufsatz über Moltkes Geschichte des deutsch-französischen Krieges in Nummer 38 der Grenzboten hatten wir aus dem Werke eine Stelle angeführt, in der es heißt: „Wie schon in Clermont, machte sich hier die schwere Belästigung geltend, die aus Hunderten von hohen Gästen und ihrem Gefolge erwuchs, wenn das Hauptquartier nicht immer nach großen Städten, sondern auch einmal nach den militärisch richtigen kleinern Orten verlegt wurde.“ Hierzu hatten wir die Bemerkung gefügt, daß es wohl heißen müßte: zu den militärisch „wichtigen“ kleinern Orten. Es liegt jedoch kein Druckfehler vor, Moltke hat ausdrücklich das Wort „richtig“ haben wollen.

Der Verleger des Werkes, Herr Dr. Theodor Toeche, schickt uns hierüber folgende, für Moltkes genaue Arbeitsweise charakteristische Mitteilung: „Die sehr verehrliche Redaktion der Grenzboten wolle mir freundlichst zu bemerken erlauben, daß ich in Ihrem Aufsatz über Moltkes Geschichte des deutsch-französischen Krieges am Schluß der Seite 538 mit großem Interesse die Bemerkung gefunden habe, es müsse wohl in einer dort angegebenen Stelle des Teiles »wichtigen« statt »richtigen« heißen. Die Veränderung war mir so einleuchtend, daß ich eben im Begriff war, meiner Druckerei für den nächsten Neudruck diese Abänderung aufzutragen, als ich vorsichtshalber das mir vonseiten der Familie gütigst geschenkte Manuskript des Herrn Feldmarschalls selbst nochmals zur Hand nahm, und siehe da — in der aus seiner ersten Niederschrift von dritter Hand genommenen Reinschrift hatte »wichtigen« gestanden, und eigenhändig hatte der Generalfeldmarschall das »w« gestrichen und »r« darüber gesetzt. Ich stehe nicht an zu bekennen, daß ich nunmehr das Wort »richtigen« ungewöhnlicher, aber doch für schärfer, technisch fachmäßiger halte, als das weit unbestimmtere und generelle Wort »wichtigen«.“ Wir schließen uns dieser Ansicht an. Das Hauptquartier braucht nicht an militärisch „wichtigen“ Orten zu liegen, denn dorthin kommandirt es seine Truppen; aber es muß sich in dem militärisch „richtigen“ Orte befinden, denn nur von hier aus vermag der Oberbefehl den freiesten Überblick, das sicherste Urteil und die schnellste Verbindung zu gewinnen.

Moltkes Werk ist übrigens sehr schnell ins Französische übersetzt worden; die französischen Zeitschriften beschäftigen sich eingehend damit und werden nicht müde, das Buch von allen Seiten zu bekritteln. Man scheint über den Inhalt etwas enttäuscht zu sein, vermißt den weiten Feldherrnblick, die philosophischen Gedanken und das seelische Mitleben. So sagt der bekannte Kulturhistoriker Alfred Rambaud in der *Revue Bleue* vom 3. Oktober: Il y a dans ces récits une sorte de monotonie grandiose: on dirait une série de démonstrations mathématiques, une succession de théorèmes et de corollaires, se déduisant à travers les flots de sang humain. Toujours presque avec les mêmes formules, nous voyons des positions enlevées, des troupes rompues, et des chiffres de mots, de blessés et de prisonniers s'alignant à l'infini. Mit Stolz hebt der Kritiker hervor, daß zwar hundert Seiten im Buche genügten, um den Sturz des Kaiserreiches zu schildern, daß Moltke aber mehr als dreimal soviel nötig gehabt habe, um den Widerstand der französischen Nation gegen die deutschen Truppen darzustellen. Rambaud reißt Moltke zwar an Cäsar, Friedrich II. und Napoleon an, sagt aber doch von ihm, er erscheine in seinem Werke wie ein maître d'école qui marque un mauvais point à un écolier fautif; es sei schade, daß Moltke das herrliche, alle Niederlagen von 1870/71 wieder ausgleichende Bündnis zwischen Frankreich und Rußland nicht mehr erlebt habe.

Die Beschießung von Paris beschäftigt gegenwärtig die Tagesblätter. Die Veranlassung dazu gab die Veröffentlichung der Briefe Roons aus dem Jahre 1870 und der merkwürdige Widerspruch, in dem die Darstellung Roons und die Moltkes im Generalstabswerke mit einander zu stehen scheinen. Seit der Veröffentlichung dieser Briefe ist die Frage wieder aufgetaucht und in der Presse mehrfach erörtert worden, warum man seiner Zeit Paris nicht beschossen habe. Dabei wurde in Erinnerung gebracht, daß ein Gegensatz der Anschauungen im Hauptquartier vorhanden war, indem Roon und Bismarck für, Moltke, Blumenthal und der Kronprinz gegen die Beschießung stimmten. Man redete damals auch von weiblichem Einflusse, von sentimentalischen Einsprüchen gegen die Grausamkeit des Krieges, Vermutungen, die durch die Briefe Roons eine gewisse Bestätigung erfahren. Es kann wohl sein, daß solche Einflüsse sich geltend zu machen versucht haben; war man doch in englischen Kreisen damals von einer wahren Zärtlichkeit für das unglückliche edle Frankreich beseelt, aber es ist undenkbar, daß diese Versuche wirklichen Erfolg gehabt haben. Es schien nur so, weil jene menschenfreundlichen Absichten und die geltenden streng militärischen Gründe in derselben Richtung lagen. Daß man Paris nicht beschossen hat, hat seinen einfachen Grund darin, daß man es nicht konnte. Man hat Roon den Vorwurf gemacht, daß er versäumt habe, von vornherein, den nötigen Belagerungsparc anzuschaffen. Aber wer hat bei Ausbruch des Krieges an eine Belagerung von Paris gedacht? Wir waren seelensfroh, als feststand, daß unser eignes Land nicht den Schauplatz des Krieges bilden würde. Selbst unsere Karten reichten nicht weit nach Frankreich hinein. Ich habe den für Paris, das heißt für die Südfront bestimmten Belagerungsparc zu Mantuil Ende Oktober gesehen. Es war ersichtlich, daß mit so geringen Mitteln eine Festung wie Paris nicht zu beschießen war, es ist aber auch klar, daß ein Organisator wie Roon, der inzwischen Armeen schuf, nicht bis zum Januar gebraucht haben würde, das nötige Geschützmaterial zu beschaffen, wenn es nur ernstlich verlangt worden wäre. Aber man wollte Paris nicht beschießen, weil man nicht konnte und weil es auch nichts geholfen hätte.

Das Paris, das damals belagert wurde, war keine Stadt, sondern ein Land. Der engere Durchmesser des Belagerungskreises, das heißt die Linie von den Batterien bei Pierrefitte im Norden bis Bagneux im Süden beträgt 28 Kilometer, die Fläche des Kreises schlecht gerechnet über 600 Quadratkilometer. Von Bagneux bis zur Enceinte sind ziemlich fünf, von Pierrefitte bis zum Montmartre ziemlich zehn Kilometer. Man berechne, wie viel Schuß dazu gehören, einen einzigen Quadratkilometer wirksam unter Feuer zu nehmen. Wie unwirksam aber auch ein heftiges Bombardement sein kann, haben die Pariser selbst bewiesen mit ihrer Beschießung von Argenteuil, einer im Nordwesten von Paris an der Seine liegenden Stadt. Man hat diese Stadt mit einem Bombardement von etwa tausend Granaten bedacht. Man hat dadurch einige Verwüstung an den Gebäuden angerichtet, etwa ein Duzend Bewohner beschädigt oder getötet und — einen Soldaten des 86. Regiments verwundet.

Ein wirksames Bombardement ist nur bei einer kleinen Festung denkbar und auch da von zweifelhaftem Erfolge. Straßburg, das ernstlich beschossen worden ist, ist nicht durch die Beschießung, sondern durch die regelrechte Belagerung überwunden worden und kapitulierte, als die feindliche Sappe den Wall durchbrochen hatte. Es scheint, daß die Beschießung des Innern einer Festung einer kriegsgeschichtlichen Periode angehört, die vorüber ist. Sie bezweckt, durch die Klagen der Bürger einen Druck auf die Entschließung des Kommandanten auszuüben. Dies wird nur dann mit einiger Wahrscheinlichkeit des Erfolges geschehen, wenn sich entweder die Bürger — wie in Kolberg — an der Verteidigung der Festung beteiligen, oder wenn die Besatzung der Bürgerschaft fremd oder, wie es bei Söldnertruppen vorkommt, fast feindselig gegenüber steht. Beides findet jetzt, wo es sich um Volksheere und Volkskriege handelt, nicht mehr statt.

Ebenso wenig gewährte eine wirkliche Belagerung Aussicht auf Erfolg. Man konnte wohl das eine oder das andre Fort nehmen, aber läßt sich eine Stadt wie Paris stürmen? Jedenfalls hätten dazu große Opfer gehört. Der König war aber nach den Opfern, die der Beginn des Krieges gekostet hatte, sehr empfindlich gegen neue und irgendwie zu vermeidende Verluste. Man erinnere sich, wie ungehalten er war, als die Einnahme von Le Bourget zufolge der ehrenhaften, aber doch gar zu rücksichtslosen Tapferkeit des Gardekorps mehr Opfer gekostet hatte, als man angenommen hatte, und als der Wichtigkeit des Punktes entsprach. Wozu also Opfer bringen, wozu überhaupt schießen, wenn man ohne einen Schuß durch bloßes Abwarten mit Sicherheit seinen Zweck erreichte? Diese Gründe sind so triftig, daß man sich wundern müßte, wenn sie von einem Moltke und Blumenthal nicht geltend gemacht worden wären. Eher ist zu verwundern, daß sie in Bismarck und Moyn Gegner fanden, noch mehr, daß man schließlich doch geschossen hat, nachdem sich in der Lage eigentlich nichts geändert hatte.

Wir müssen hier auf einen Umstand aufmerksam machen, den man bei den bisherigen Erörterungen nicht berührt hat, auf den psychologischen Gesichtspunkt. Wer die Belagerung von Paris mit erlebt hat, erinnert sich, mit wie brennender Ungeduld auf den Beginn der Beschießung gewartet wurde, und wie niederdrückend es wirkte, daß ein Monat nach dem andern verging, ohne daß auch nur ernstliche Vorbereitungen getroffen wurden. Er erinnert sich der allgemeinen Genugthuung, des Gefühls der Erleichterung, als Ende Dezember die ersten Schüsse aus schwerem Geschütz auf den Mont-Avon abgeschossen wurden. Dabei verkehrte sich niemand, daß eine Beschießung die Übergabe nicht erzwingen würde. Aber es ist für den Soldaten das schwerste, im feindlichen Feuer Gewehr beim Fuß

aushalten zu müssen. Es gewährt ihm Erleichterung, schießen zu dürfen, auch wenn er nicht trifft. Nun ist der Befehlshaber ohne Zweifel in seinem Rechte, wenn er das Schießen unter solchen Umständen verbietet und verlangt, ruhig auszuhalten, aber ebenso berechtigt ist die Ungeduld der Truppe, die vorwärts drängt, um zum Schusse kommen zu können.

Dem wir dürfen nicht übersehen, daß während auf unsrer Seite kein unnötiger Schuß abgegeben wurde, auf der Seite der Gegner eine wahre Verschwendung mit dem Pulver getrieben, daß auf jede Helmpitze geschossen, daß aus dem Kriege eine Art frivoler Sport gemacht wurde. Wenn man sich zu gewissen Tageszeiten dem Kreise der Vorposten näherte, so klang es, als wenn Schützenfest wäre. Das war besonders früh nach Sonnenaufgang und mittags zwischen ein und zwei Uhr der Fall. Früh war es die Ouverture zum Kaffeetocher. Denn man konnte es deutlich sehen, daß, wenn sich eine Feldwache satt geschossen hatte, ein dünner Rauch hinter dem Damm in die Höhe stieg. Zu Mittag aber kamen die Pariser Herren und Damen heraus. Dann zeigte sich der tapfere Percy groß, indem er ein Duzend Prussiens — Bagatelle! — umbrachte. Man hielt, weil wir nicht schossen, den Krieg schon mehr für Spaß. Bei St. Denis war eine überschwemmte Wiese. Dahin ging man ganz wohlgenut Schlittschuh fahren, bis die Sache den Herren Kanoniren hinter Stains doch zu toll wurde und ein paar Granaten hinüber flogen. Diese Granaten sind militärisch schwerlich, aber psychologisch sehr wohl zu rechtfertigen. Wenn in Paris ein paar Schreier, die in der Fortsetzung des langweilig werdenden Kriegsromans ein aufregendes Kapitel verlangten, ihre Stimme erhoben: Es geschieht nichts, man hört nichts, man sieht nichts, das heilige Paris wird versäumt und verraten, so ließ man einen Extraspespektakel los. Und unsre armen braven Zungen hatten es auszuhalten. Es war ihnen nicht gestattet, gleiches mit gleichem zu vergelten. Sie kamen sich vor, wie ein Mensch, der einen andern an der Kette hält und dabei geduldig die Fußtritte einsteckt, die jener in ohnmächtiger Wut austeiht. Nun schossen ja die Herren Franzosen erbärmlich schlecht, aber der tägliche Verlust belief sich doch — wenn ich mich recht erinnere — bei der gesamten Umschließungslinie auf fünfzig bis siebenzig Mann.

Offenbar würde der Befehl, nicht zu schießen, leichter ertragen worden sein, wenn auch der Gegner Ruhe gehalten hätte. Da sich der aber in militärischem Sinne ungezogen benahm, so ist die einfache, von aller Kriegskunst unabhängige Antwort, daß man ihm mores lehrte. Diesem Gedanken giebt der Vers, den man eines Tages Moltke sandte, und den Roon in seinen Briefen erwähnt, einen humoristischen Ausdruck: Lieber Moltke nimms nicht krumm, geh nicht um den Brei herum, mache endlich bum! bum! bum! Es ist auch begreiflich, daß warmblütige Naturen wie Roon und Bismarck darauf bestanden, die kriegerische Gerechtigkeit walten zu lassen.

Das Verlangen, daß endlich geschossen werden möchte, wurde mit der Zeit so allgemein und so dringlich, daß man nicht mehr Widerstand leisten konnte, und so ließ man die zu Worte kommen, die auch aus militärischen Gründen die Beschließung wünschten. Dies alles psychologisch zu zergliedern und darzulegen, hatte Moltke im Generalstabswerke keinen Grund. Er führt dafür, daß man nicht geschossen habe, den einen Grund an, das Kriegsmaterial sei nicht zu beschaffen gewesen, weil es der unverfänglichste, nicht weil es der trübtigste ist.

Der Krieg läßt sich mit einem Schachspiel vergleichen, nur sind die Figuren lebendige Menschen, die auch berücksichtigt sein wollen. So giebt es manchen Zug,

der theoretisch ansechtbar, aber praktisch notwendig ist. Man könnte auch sagen, wie wirklich in Frankreich kürzlich gesagt worden ist: Wozu Trommler und Spielleute? macht aus diesen unnützen Soldaten nützliche Soldaten, indem ihr ihnen Gewehre gebt. Aber sie sind, wie jedermann weiß, keineswegs unnütz, auch wenn sie nicht schießen. So kann es aus psychologischen Gründen nötig werden, zu schießen, wenn es auch sachlich nichts hilft.

Böhmische Topographie. Wer von einem der böhmischen Väder aus einen Abstecher nach Wien machen wollte und nicht vorwitzig genug war, sich in Prag einer Begegnung mit der Blüte der tschechischen Jugend auszusetzen, konnte von landeskundigen Reisegefährten allerlei merkwürdiges erfahren. Er lernte da ein von den Handbüchern der Geographie verschwiegenes „Königreich Schwarzenberg“ kennen, dessen Beherrscher gänzlich vergessen zu haben scheinen, daß ihre Vorfahren aus Franken eingewandert sind; ferner das „Fürstentum Strakonitz“, wo, nämlich in der Fabrik eines Herrn Fürth, die türkischen Kopfbedeckungen gemacht werden, die dann als echtorientalische Fes wieder ins Abendland gebracht werden. Er konnte Studien über die Schönheit der tschechischen Sprache, sowie über ihre Schwierigkeiten anstellen; z. B. Grad sprich Grazen, Borovan sprich Forbes, Stribro sprich Mies oder umgekehrt. Er sah Pilsen, berühmt durch Wallensteins Lager und ein Bier, das in demselben Grade ungenießbar wird, wie sich seine Temperatur über den Gefrierpunkt erhebt, und das trotzdem oder eben deswegen in Ländern Eingang gefunden hat, die selbst schmachtendes und gesundes Gebräu liefern. Endlich kam er ganz oder ziemlich nahe bei den Geburtsstätten der vier größten Tschechen vor: Hussineß, wo Johann Huß, Trocznow, wo Biskha das Licht der Welt erblickt hat, Nepomuk, nach dem der Reichvater der Königin von Böhmen genannt wird, dem die Jesuiten ein Martyrium und Wunder angedichtet haben, um ihn in der Erinnerung des Volkes an die Stelle des nationalen Reformators Huß zu bringen, und — Blowiz. Die Bewohner dieses Örtchens sollen damit umgehen, ihrem Landsmann Oppert, der so zuvorkommend und uneigennützig den Staatsmännern der Gegenwart seine Gedanken und Aussprüche zu leihen pflegt, schon bei lebendigem Leibe ein Denkmal zu errichten, weil sie fürchten, daß sich später der Fall mit Huß und Johann von Nepomuk wiederholen könnte, indem Meider ihres Volkes die Thaten des tapfern de Blowiz in die Geschichten des Herrn von Münchhausen einschmuggelten. Der passendste Platz für das Denkmal ist schon ausfindig gemacht, nämlich vor dem Trödlergeschäfte, wo der jugendliche Oppert seine ersten Studien im diplomatischen Verkehr gemacht hat, und die Kosten hofft man von dem internationalen Schriftstellerverbände zu erhalten. Zur Enthüllungsfest wird ein großes Wettlügen geplant, an dem sich voraussichtlich die bewährtesten Firmen in Berlin, Wien, Paris, Newyork u. s. w. beteiligen „dürften.“

Der Kleinairismus — das Wort ist zu schön, als daß man sich seiner nicht bei jeder Gelegenheit bedienen sollte! — zeigte sich auf der diesjährigen Münchner Kunstausstellung in seiner höchsten, vielleicht letzten Blüte. Was man sonst dieser Richtung am wenigsten zugestehen möchte, mußte jetzt anerkannt werden: heiter ist die Kunst. Nur ein unverbesserlicher Griesgram konnte die Gemälde von dem berühmten Liebermann und verschiedenen mehr oder weniger unberühmten Münchnern ohne Lachen ansehen. Hinter den Malern von Bedeutung, die um die große Heerstraße zu vermeiden sich in den Sumpf verflüchtigt hatten, stapfen nun die bare Talentlosigkeit und der Mangel an „Können“ einher. Ahde hat eine

Wiese ohne Ende und ohne Farbenabtönung gemalt, und nun schuldig gemalte Wiesen, wohin man blickt. Luftperspektive ist glücklich überwunden. Entweder steckt alles in einem überall gleich dicken Seenebel, oder Vordergrund, Mittelgrund und Ferne erscheinen gleich scharf in den Linien und gleich leuchtend in den Farben. Einer hat sich des Gleichnisses vom verlorenen Sohn erinnert, und mit Hurra! stürzen sie von allen Seiten auf den Stoff los: Orgie, Schweinezucht — kann man sich ein verlockenderes Thema denken? Mit dem Motto „Nur Natur“ wird der Natur frech Gewalt angethan. Hier ist die ganze Natur giftgrün, dort schneeweiß, hier blau wie das Meer unter den Tropen, dort feuerrot oder violett, und zwar so intensiv gefärbt, wie sie nicht einmal durch gefärbte Gläser erscheint. Das Zeichnen ist nicht mehr Sache des Malers, sondern des Beschauers, der sich aus dem Gewirre Formen herausfinden soll, wie der Rembrandtvernichter den Namen Vol. Da war es denn oft ergötzlich zu beobachten, wie das zum Bewundern entschlossene Publikum näher und ferner, rechts und links trat, den Kopf so und so neigte, um zu entdecken, ob es ein Figurenbild oder eine Landschaft oder Gemüße vor sich habe. Einer behauptete, den besten Erfolg gehabt zu haben, als er, den Kopf nach unten, zwischen seinen Beinen durchschaute, eine Stellung, in der sich bekanntlich für uns jede Aussicht von einer Anhöhe in eine Marine verwandelt. Aber vor zwei Bildern war auch der in Zweifel geblieben, ob da ein Reiszrei mit Stückchen Zitronenschale oder eine Herde Gänse mit gelben Schnäbeln vorgestellt sei. Die Sachen sind auf Entfernung berechnet, sagen die Anhänger der Richtung, aber es ist zu befürchten, daß sie in unerwünschtem Sinne Recht behalten werden, indem sich das Publikum, das jetzt der Kunst so guten Willen entgegenbringt, überdrüssig von ihr überhaupt fernhalten werde. Schon ist der unter dem Namen v. Miris bekannte Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter“ mit der gefährlichen Waffe der Schnaderhüpfeln den Impressionisten, Naturalisten, Pleinairisten zu Leibe gegangen, und so glückliche Wendungen wie „Damen, die nackt gehen, kein Mensch weiß warum?“ wirken mehr als eine Predigt. Ein Glück, daß ausländische Maler die Sache anders fassen. Sonst müßte man befürchten, daß der Katzenjammer nach dem jetzigen wüsten Rausche wieder einem Klassizismus zu gute käme, der sich an Langweiligkeit von dem der Empirezeit schwerlich unterscheiden würde.



## Litteratur

Das Geheimnis der Phantasie und des Gemüts. Reflexionen auf physiologischer Basis über eine psychologische Studie in gemeinverständlicher Weise geschrieben von F. E. Wülfel. Leipzig, Max Spohr (o. J.)

Nehmen wir an, der Verfasser der Sprachdummheiten käme zur Strafe für die Bosheit, mit der er die größten Stilisten der „Jetztzeit“ geärgert hat, in die Hölle, und Satanas wäre wegen der Strafvollstreckung in Verlegenheit, weil er aus Erfahrung weiß, wie wenig bei einem stoischen Weisen mit Braten, Spießen und Zwickeln auszurichten ist, so wüßten wir wohl Rat: dem Sünder brauchte bloß